

(Nachdruck verboten.)

## 22] Der Baumeister.

Roman von Felix Holländer.

Frau Anders nahm ihn unter den Arm. Und in gutigem Tone, in dem man zu einem Kinde spricht, sagte sie:

„Vater, Du wirst Dich jetzt ein Stündchen ausruhen. Du hast es nötig, ich sehe es Dir an.“

„Meinst Du, Alte?“ Und zu seiner Tochter hinüberblinzelnd: „Was würdest Du denn sagen, Gretel, wenn ich noch auf meine alten Tage den Taktstock in die Hand nähme?“

Sie sah in sein liebes, altes Gesicht, das vom Wein ein wenig gerötet war. Seine Pupillen schimmerten. Es dünkte sie, als ob in seinem Herzen noch einmal der Frühling aufgegangen sei, als ob längst begrabene Jugendträume wieder zu knospen und zu blühen anfingen. Und es schmerzte sie leise, daß man ihn aus seiner glücklichen Zufriedenheit und aus seiner stillen Ruhe herausgerissen hatte.

„Für mich kann sich Dein Wert nicht steigern,“ entgegnete sie dann. „Und andere Leute können Dich in meinen Augen nicht erhöhen.“

„Du bist mir aber eine Stolz!“

„Ja, auf Dich bin ich stolz!“

Er öffnete seine kleinen Augen weit und war auf einmal nüchtern.

„Am Ende hast Du wirklich recht — und ich bin ein Narr, wenn ich auf meine alten Tage . . .“

„Höre mal, Kind“ — er zog sie in eine Ecke — „was mich heute so glücklich gemacht hat, sind nicht etwa die Ausfahrten, die meiner warten. Nicht wahr, für so einen eilen Narren hältst Du mich nicht?“

Sie nickte wortlos.

Er brach wieder ab und spielte mit seiner schmalen Hand, die der eines Kindes glich, nervös an seiner stählernen Uhrkette.

„Ich will mich nicht in Deine Angelegenheiten drängen — bei Leibe nicht“ — nahm er zögernd das Wort wieder auf, „aber es schien mir heute so — nein, ich hatte die Gewißheit, daß er Dich wirklich lieb hat . . . Und wenn ich Dich richtig kenne, so bist Du ihm auch gut . . . Nein, Du brauchst mir nicht auszuweichen. Wenn Du mir nichts zu sagen hast, rede ich kein Wort mehr.“

„Vater . . . ich bin ihm auch gut . . . ich bin ihm sehr gut.“

Sie fühlte, wie seine Hand in der ihrigen bebte. Eine unsagbare Nüchternheit ergriff sie.

„Wollen wir es nicht der Mutter sagen?“ flüsterte er ihr zu; „es ist doch ein so großes Glück!“

Sie wurde tiefernt.

„Nein, Vater, das wollen wir nicht!“

„Ich gehe schon,“ rief Frau Anders, „ich sehe schon, daß Ihr beide Geheimnisse habt.“

„Ich glaube, Vater, wir verstehen uns doch nicht ganz. Du denkst bei Deinen Worten an so ein rechtschaffenes, häusliches Glück, das mit der Verlobung anfängt und mit der Verheiratung endet.“

„Warum soll es denn damit enden?“ wandte er bescheiden ein.

„Nun, ich meine es ja auch nicht so wörtlich,“ erwiderte sie, und ein sämmerliches Lächeln verschönte ihre Züge. „Ich glaube schon,“ fuhr sie fort, „daß Du im Hintergrunde sogar Großvaterfreunden siehst.“

„Und wenn ich das täte? . . . Warum solltest Du nicht von Herzen glücklich werden, mein liebes, liebes Kind? . . .“

„Ich fürchte, daß ich unter Glück etwas anderes verstehe als Du. An dem Besorgtssein liegt mir so blutwenig!“

„Ich weiß — ich weiß!“ schaltete er lebhaft ein — „aber gerade deshalb, meine ich, kannst Du Deinem Schicksal doppelt dankbar sein, daß es Dir einen solchen Menschen entgegengeführt hat, der es mit Dir ernst meint und Dir außerdem noch etwas bedeutet.“

In ihr Gesicht trat ein irrer Ausdruck, der ihn erschreckte. Sie sah ihn groß und mutlos an und rang nach Worten.

Dann schüttelte sie den Kopf und zog sich langsam an. Ganz leise sagte sie nur: „Ich muß jetzt gehen, sonst verspäte ich mich.“

Er aber tat, als ob er nichts von ihrem seltsamen Gebaren wahrgenommen hätte. Kaum hörbar seufzte er in sich hinein . . .

### Siebzehntes Kapitel.

Kessler und Steinert waren von nun an Tag und Nacht beisammen. Die gemeinsame Sorge und die gleiche Sehnsucht verknüpfte eng diese beiden grundverschiedenen Menschen. Es war zwischen ihnen ein stillschweigendes Uebereinkommen, daß sie sich immer vor dem weißbemalten Bretterzaun trafen, hinter dem ihr Zukunftsraum Gestalt annehmen sollte. Sie konnten sich an den großen Buchstaben, die kategorisch ihr Werk der Welt verkündeten, nicht satt sehen. Hier wuchs ihr Glaube, ihre Zuversicht, hier holten sie sich neuen Mut, wenn die Schwingen ihrer Phantasie zu erlahmen drohten. Jeden Vorübergehenden, dessen Blick auf ihr Shakespeare-Theater fiel, betrachteten sie voll Spannung und Neugier, als wollten sie aus den Rienen dieses völlig Unbekannten das Schicksal des Theaters lesen. Und wenn sich gar zwei Spaziergänger über das neue Projekt unterhielten, so lauschten sie angestrengt; denn jedes Wort, das über das Theater gesprochen wurde, klang in ihren Ohren wie Musik. Oft traf sie noch das Morgenrauschen auf dem Bauplatz. Sie kannten keine Erschöpfung und Müdigkeit. Wenn sich das grünliche Mondlicht über ihre Gesichter und die Bäume ergoß, und ihre Gestalten lange Schatten warfen, so tauchten phantastische Stimmungen in ihnen auf — sie fühlten sich innerlich miteinander verbunden, alle Gegensätze waren verwischt. Erst das kalte Licht des Morgens riß sie aus ihren Träumen. Dann schienen sie plötzlich zu erwachen und betrachteten sich gegenseitig mit nüchternen Blicken. Und Kessler empfand dann wohl das Groteske dieses Zusammenhanges, das sich ihm schon äußerlich kundgab. Er mit seiner aufrechten, stolzen Haltung, er, der alles nach innen verarbeitete, unverbraucht war und seine Kraft und Jugend fühlte — und dieser vom Leben arg zerkaute, kleine Mensch, der sich mit seinen großen Bewegungen und Gesten, mit seinen aufgeregten, unaufhaltbar dahinfließenden Worten beständig überstürzte! Und oft gestellte sich zu ihnen mitten in der Nacht Herr Freitag, der plötzlich auf seinem Schimmel dahergetrabt kam, militärisch grüßte, während seine Haare im Winde wehten und sein Pferd fauchte . . . Er sprach zusammenhanglose Sätze. Er wollte wissen, wie weit es mit dem Theater stünde und was in Sachen seiner Millionenerbschaft getan worden sei . . .

Die beiden hörten kaum auf seine Worte — sie gaben zerstreute Antworten, in denen sich eine unsagbare Geringschätzung ausdrückte.

Freitag bemerkte es nicht. Er schien auf eine bestimmte Antwort gar nicht zu rechnen. Er erzählte und fragte nur immer in tollen Gedankensprüngen. Sie ließen sich seine Gesellschaft gefallen. Und dann — er paßte so gut in diese nächtlichen Stimmungen, er war in seiner Ideenflucht und in dem Schwelgen unvorhandener Werte ein Abenteuerer wie sie.

Kessler wurde unwirsch, als Steinert einmal seinen früheren Zimmernachbarn einen Narren nannte.

„Sie irren,“ antwortete er, kurz, „für mich ist er ein Sinnbild des Lebens, ein Spiegel, in dem ich mich und die Menschen erblicke.“

Steinert zuckte mit den Achseln.

„Das ist mir zu philosophisch,“ erwiderte er, „ich halte mich mehr an das Zuverlässige — an die reale Wirklichkeit, die ich sehen und greifen kann!“

Kessler lachte spöttisch auf.

„Das ist mir das Neueste,“ erwiderte er. „Wir klanmern uns genau so wie Freitag an phantastische Ideen . . . wir sagen: das Theater wird, ohne zu wissen, wie . . . einfach weil wir daran glauben. Was ist überhaupt zuverlässig? . . . Können wir unbedingt zuverlässig sein? . . . Können wir . . .?“

Er brach mitten im Satz ab, er fühlte, wie Steinert stutzte und ihn mißtrauisch ansah, er merkte, daß er von seinen inneren Ideen unvorsichtigerweise zu viel preisgegeben hatte.

„Wie meinen Sie denn das?“ fragte Steinert leise.

„Zuverlässigkeit ist doch eine Grundform des Lebens überhaupt . . . auf ihr beruht doch schlechterdings alles . . . jeder Vertrag . . . jedes Zusammenarbeiten . . . jeder Glaube.“ Und erklärend, beinahe warnend, setzte er hinzu: „Es ist eine der Erfahrungen meines Lebens, daß alles zusammenbricht, wo die Treulosigkeit beginnt . . . Zuletzt ist der Treulose immer selber der Gefoppte!“

Ein eigentümlicher Zug grub sich bei diesen Worten in Keflers Gesicht, ein Zug, der Steinert zum erstenmal erschreckte.

„Sie schneiden ja ein so merkwürdiges Gesicht!“ sagte er langsam und befremdet.

„Tue ich das?“ fragte Kehler vorsichtig.

„Gewiß tun Sie das!“

„Nun, ich meine, daß wir eigentlich keinen Grund haben, uns gerade auf die Treue festzulegen . . . eigentlich gehen wir doch — ganz unter uns gesprochen — ziemlich gewissenlos und leichtsinnig vor.“

„Das bestreite ich entschieden! Wir haben die höhere Treue — wir haben den Glauben an unser Werk, wir haben die höhere Einsicht und das bessere Wissen; könnten wir den Bananen dieses beibringen, so bräuchten wir keine Ausflüchte und keine Schleichwege. Weil wir unseren Weg und unser Ziel sehen, brauchen wir vor den Mitteln nicht zurückzuschrecken. Wir wissen einfach, daß die Sache gelingen muß, und daß da niemand einen Groschen verlieren wird! . . .“

„Mein verehrter Herr Steinert, ich kenne ja Ihre Theorien ganz genau, und Sie wissen auch, daß ich sie zum Teil billige und mir zu eigen gemacht habe. Es geht mir nur wider den Strich, so pathetisch von Treue und ähnlichen Dingen zu reden und Unterscheidungen wie Sie zu machen. Es kommt mir das so vor wie mit dem großen und dem kleinen Chremwort — auf diese Weise hat dann jeder das Recht, die tollsten Scherze zu treiben und alles mit der Treue gegen sich selbst zu entschuldigen. Notabene, es kommt ja immer auf die Beschaffenheit des Treulosen an — ein ganz großer Kerl darf sich schließlich alles erlauben! Und ein armer, kleiner Schächer . . . na, lassen wir das!“

„Ja, lassen wir das!“ sagte auch Steinert. „Wir haben weiß Gott wichtigere Dinge zu tun, als über unfruchtbare Theorien miteinander zu streiten. Die Hauptsache ist: Sie und ich wissen, daß wir beide aufeinander angewiesen sind und uns unbedingt die Treue halten müssen.“

„Das müssen wir natürlich!“ bekräftigte Kehler.

Er reichte ihm die Hand, die Steinert ungebührlich lange festhielt.

„Ich habe mich Ihnen mit Haut und Haaren verschrieben, Herr Baumeister!“

„Das klingt ja ganz faustisch,“ scherzte Kehler.

„Mißverstehen Sie mich nicht, Herr Baumeister — ich wollte ganz im Gegenteil ausdrücken, daß ich zu Ihnen ein unerschütterliches Vertrauen habe, daß ich . . .“

„Aber lieber Herr Steinert, offen gestanden, sind mir Ihre Worte etwas schleierhaft,“ erwiderte Kehler kühl. „Ich weiß nicht, ob Sie irgend welchen Grund haben, Ihre Anschauung über mich zu revidieren.“

„Ganz und gar nicht,“ erwiderte Steinert eingeschüchtert. Keflers überlegener Ton hatte ihn verletzt, aber doch auch gleichzeitig beruhigt. Das war nicht der Mann, der eine Niedertracht an ihm begehren würde. Und dann sagte er sich im stillen, daß er mit diesem Träumer, der nur sein Theater — und nichts als sein Theater — im Kopf hatte, in allen realen Dingen ein leichtes Spiel haben würde. Dennoch beschloß er, auf seiner Hut zu sein und auf alle Blößen scharf zu achten, die er bei Kehler entdecken würde. Er mußte diesen Menschen studieren, um ihn leiten zu können, ohne daß er es merkte. Er mußte ihn führen und ihm dabei das Bewußtsein geben, als ob er aus freiem Willen handelte. Solche selbstherrliche Naturen waren im Grunde genommen eitel und pochten auf ihre Stärke. Und wenn er, Steinert, auch der Stärkere war, so mußte er doch den unbeträchtlichen, demütigen Menschen spielen, sich ihm unentbehrlich machen und in aller Stille seine Waffen schmieden, um gegebenenfalls die Zähne zeigen und beißen zu können. Aber vielleicht waren es nur Hirngespinnste, Verfolgungsideen, die ihn in dieser Stunde quälten. Er war so oft im Leben hintergangen und an die Wand gedrückt worden, daß seine ganze Seele von einem tiefen Mißtrauen erfüllt war. Das Resultat seiner Lebensweisheit war: Jeder ist ein Schurke, der nicht bewiesen hat, daß er ein anständiger Mensch ist. Er war von der Schlechtigkeit der Menschen überzeugt . . .

(Fortsetzung folgt.)

## Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Curt Grottel.

Es ist gelegentlich die Idee geäußert worden, die Wüste Sahara mit dem Mittelmeer durch einen Kanal zu verbinden und diese dadurch unter Wasser zu setzen. Ist es nicht ein herrlicher Gedanke, ein so großes nutzloses fluchbeladenes Stück Erde plötzlich in ein liebliches freundliches Binnenmeer verwandelt zu sehen, das anstatt Völker zu trennen sie einander näher führt, ein Meer, das die halbzivilisierten Länder Nordafrikas völlig erschließt und vor allem einen Weg bahnt zu den reichen Naturschätzen und der wunderbaren Welt des zentralen Afrika! Nun, die Ausführung liegt in guter Ferne. Mag der Höhenrücken, der die Sahara von dem Mittelmeer trennt, an einer Stelle verhältnismäßig schmal sein, so wäre es doch noch fraglich, ob größere Strecken der Wüste wirklich unter dem Meeresspiegel liegen. Aber selbst wenn ein gut Teil des unglückseligen Landes überschwemmt werden könnte, so träte doch noch ein anderer Umstand dem Projekte hindernd in den Weg, nämlich die große Wasserabnahme, die sich stetig seit langer Zeit in der subtropischen Zone vollzieht. In Nordafrika wird das Wüstenland immer größer. Selbst der ungeheure Tsadsee, einer der größten Seen Afrikas, droht völlig zu versiegen. Neuerdings hat Wilhelm Goetz in seinem Werke „Historische Geographie“ (Leipzig und Wien, 1904) die Meinung ausführlich zu begründen versucht, daß der Wasservorrat sogar auf der ganzen Erde immer kleiner werde. Speziell für die subtropische Zone kann Goetz sehr viel Belege für den Rückgang der Luft- und Bodenfeuchtigkeit in der gegenwärtigen Erdperiode anführen. Der Wasserverlust dürfte indes kein absoluter sein, zum mindesten mag die Abgabe an Wasserdampf und den Gasen, aus denen er besteht, an den Westenraum nur gering sein. Allein der Umsatz auf der Erde mag stetig kleiner werden, so daß also die Festlandmassen immer mehr an Feuchtigkeit verlieren würden. Rührt sich unser Klima immer mehr ab, so wird sich eine immer größere Menge Wassers als totes Eis und Schnee an den Polen ansammeln und geradezu aufstürmen. Denn alle Niederschläge, die dort herabfallen, bleiben an Ort und Stelle liegen, höchstens daß ein kleiner Teil als Eisberge und vorspringende Gletscher wieder zum Abschmelzen gelangt. Das Wasser, das sich also an den Polen in Form von Eis und Schnee in großen Mengen aufstaut, wird der allgemeinen Zirkulation des feuchten Elementes auf der Erde entzogen. Noch mehr aber dürfte der Umsatz dadurch beschränkt werden, daß die Meeresbeden immer tiefer werden. Die Vertiefung der Ozeane hat natürlich die Folge, daß sich das Wasser auf einen immer kleineren Raum zurückzieht. Die Festländer wachsen stetig, wie die Geologie leicht nachweisen kann. Von Erdperiode zu Erdperiode geht der Besitz des Meeres zurück, und neues Land taucht empor. Eine Folge davon ist, daß sich die allgemeine Feuchtigkeit, der Wasservorrat der Luft, auf immer größere Landmassen verteilt. Jedes einzelne Land erhält also immer weniger. Es kommt aber dazu, daß die Verdunstung des Wassers über dem Meere immer geringer wird, weil seine Oberfläche sich stetig verkleinert. Außerdem gehen besonders die feuchten Stellen des Meeres in Land über, und gerade über ihnen war wegen der größeren Erwärmung die Verdunstung am bedeutendsten. Jetzt sind in den ausgedehnten tiefen Meeresbeden gewaltige Wassermassen aufgespeichert, die nur an ihrer Oberfläche einen verschwindend kleinen Prozentsatz von Wasserdampf liefern.

So würde sich denn auch dem erwähnten Projekt, wenn alle anderen Schwierigkeiten behoben wären, das Hindernis entgegenstellen, daß ein so flaches Binnenmeer der Austrodnung sofort verfiere. Ja, es würde wohl gar nicht zur Entstehung des Meeres kommen; der Kanal, der das Wasser herbeiführte, würde austrocknen, versiegen, wie mancher Wüstenfluß, der plötzlich im Sande verschwindet. Die Lufttrockenheit ist in der Wüste so groß, daß das Wasser, und wenn ein breiter Strom es herbeiführte, verdunstet. Wie ein Alpengletscher, wenn er tief ins Tal herabgekommen ist, abschmelzen muß, so geht das Wasser in der wasserdampflosen siedenden Atmosphäre der Sahara in Dampf über. Wäre es anders, sie wäre keine Wüste.

Leider beruhen viele unserer schönsten Ideen auf einer solchen Unkenntnis der Naturgesetze! Was die Wüsten anbelangt, so ist es allerdings nicht leicht, ihr Wesen zu erforschen. Es gehören Männer von der Kühnheit Sven Hedins dazu, um sich mitten in diese Gebiete des Landes, die womöglich noch kein Mensch betreten, hineinzuwagen. Wir haben aber durch ihn, durch Johannes Walter und andere Forscher wenigstens so viel gelernt, daß wir uns die Wüsten nicht mehr als ebene, mit tiefem Sand bedeckte Ländereien vorstellen: die Wüsten zeigen fast ebensovielfache und abwechselnde Bilder wie der Wald, keine gleicht der anderen, und fast jede ist an dem einen Ende anders als an dem anderen. Nur die große Trockenheit, der Mangel an Wasser, ist ihr Charakteristikum. Wüsten sind bekanntlich nicht ohne Tierwelt, sie brauchen auch durchaus nicht frei von Vegetation zu sein. Manche Wüsten wie die in Mexiko und im Südwesten von Nordamerika weisen sogar sehr viele verschiedene Pflanzenarten auf, und auch die Individuenzahl ist nicht unerheblich, wenn auch die Vegetation nie so dicht ist, daß eine Pflanze sich ohne Zwischenraum an die andere herandrängt. Wüstentiere wie Wüstenpflanzen kennen wir in großer Anzahl; es sind viele gesammelt und zu uns gebracht worden. Man denke nur an die Wüstenreptilien, die Skalten, die Moes und Agaven. Allein diese Lebewesen sind doch selten an Ort und Stelle in ihren Existenz-

verhältnissen näher erforscht worden. Dazu würde ein längerer Aufenthalt in der Wüste gehören, und der stellt natürlich keine geringen Anforderungen an die Fähigkeit des Menschen. So ist denn die Wüste noch mehr wie der tropische Urwald ein Stiefkind der Naturwissenschaft, allerdings nur dem Erfolge nach. Denn wie der Urwald, so übt auch jene eine verlockende Anziehung auf das Gemüt des Naturforschers aus. Wenn ihre Wünsche Flügel wären, so hätte jeder schon einmal die Wüste aufgesucht.

Vielleicht wird aber doch das Studium der Wüste und ihrer tierischen und pflanzlichen Bewohner in Zukunft etwas leichter werden, seitdem ein reicher Amerikaner die Mittel dazu hergegeben hat, mitten im Zentrum der mexikanischen und unionistischen Wüsten ein Laboratorium zu errichten. Tucson, eine kleine Stadt an der Grenze der Vereinigten Staaten (Arizona) und Mexikos, besitzt ein nicht minder so erregend heißes Klima, daß wissenschaftliches Arbeiten dadurch unmöglich wäre. Von Hügeln und Höhenzügen umgeben, hat der Ort eine ziemlich mannigfaltige Vegetation aufzuweisen. Außerdem bildet er ein Zentrum, von dem aus die Eisenbahn schnell in die angrenzenden Wüsten führt. Das Laboratorium wird besonders den Botanikern Gelegenheit geben, den Einfluß der verschiedenen Bedingungen des Wüstenlebens zu erforschen. Die Umgebung des Instituts selbst bietet, wie bemerkt, schon viel des Interessanten. Auf dem Hügel, auf dem es steht, wächst ein lichter Buschwerk, das hauptsächlich vom Kresotitrauch und Opuntien gebildet wird. Aus den lose stehenden Büschen, zwischen denen der nackte Erdboden allenthalben freiliegt, erheben sich die gewaltigen Säulen des Niesentaktus, der mit seinem gerade aufsteigenden, fast astlosen Stamm einen düsteren ersten Eindruck macht. Die Szenerie ist also hier jedenfalls eine ganz andere als sie in der Sahara vorkommt.

In Nordamerika scheinen die Wüsten überhaupt selten einen ganz trostlosen Eindruck zu machen. Richard N. Dodge, welcher im „Bulletin“ der Amerikanischen Geographischen Society den Einfluß der Wüstenverhältnisse auf den Menschen beschreibt, meint sogar, daß man beim erstmaligen Betreten der Wüste den Eindruck der Großartigkeit und Freiheit, durchaus kein deprimierendes Gefühl empfinde. Er rühmt die große Schönheit der Farben in der Wüste, die mit ihren reichnuanzierten roten, braunen und gelben Tönen abwechselungsreich und doch auch besänftigend wirke, so daß man bald den Mangel einer grünen Vegetation vergesse. In der nordamerikanischen Wüste gibt es auch Schatten, und der Unterschied zwischen beleuchteten und beschatteten Orten macht sich auch in der Temperatur sehr stark geltend. Die Luft ist meist sehr klar, das Auge kann daher sehr weit reichen. Die amerikanischen Wüsten sind vielfach von Individuen bewohnt, die sich in dieser ihrer Heimat sehr wohl befinden sollen. Sie bauen sich Hütten aus Steinen, die in großer Menge manche Teile der Wüste bedecken. Sie legen sie so an, daß sie vor dem Wind und der Verdunstung geschützt sind. In Nordamerika gibt es vor allem drei Arten von Wüsten: solche, die mit losem Gestein bedeckt sind, ferner solche, deren Boden aus hartem Fels besteht, und endlich solche, die mit Sand bedeckt sind. Diese drei Kategorien von Wüsten dürften auch anderwärts vorkommen, wenn auch der Bau und die Zusammensetzung des anstehenden Felses, die Art der Steine und des Sandes allenthalben verschieden sein mag. Aber wahrscheinlich sind damit noch nicht alle Kategorien von Wüsten erschöpft, ganz abgesehen davon, daß sich nach anderen Gesichtspunkten, besonders auch nach der Vegetation neue Einteilungen schaffen ließen. Soviel ist sicher, daß auch die Natur der Wüste an Vielgestaltigkeit nichts zu wünschen übrig läßt.

### Kleines feuilleton.

— Eine Wanderung zur Urftalssperre. Aus der Eifel geht der „Rölnischen Zeitung“ folgende Schilderung zu: Die Urftalssperre ist nun schon etwa zu  $\frac{2}{3}$  gefüllt, d. h. es ist eine Wassermasse von fast 30 Millionen Kubikmeter aufgestaut. Wenn man von Gemünd aus dem trog des Winterleibes immer noch reizenden Urftale folgt, so bemerkt man schon nach etwa 40 Minuten den Rückstau: Das bis dahin lebhaft dahinfließende Wasser wird ruhig, und die sich stetig erweiternde Fläche ist vielfach mit Eis bedeckt. Eine Talwindung nach der anderen öffnet sich, immer mannigfaltiger und großartiger entwickelt sich das Wasserpanorama. An schönen Tagen, besonders auch des Sonntags, ist das Ufer recht belebt von Wanderern, die meist truppweise dahinzuziehen und an besonders schönen Punkten sich sammeln. Es sind meist Leute aus der Umgebung, denen das schöne Urftal mit seinen Windungen und Felswänden von Kindesbeinen an bekannt ist, die aber staunend die Verwandlung, die mit dem Keinen Flüßchen vor sich gegangen ist, betrachten. In der Tat, man muß staunen über diese Seensflächen, die smaragdgrün, in den verschiedensten Uferumrissen, sich jetzt dem Auge darbieten, und die wie aus dem Nichts entstanden sind. Besonders eigentümlich mutet einen die Gegend von Krummenauel an, wenn man bedenkt, daß hier noch vor kurzen eine Ansiedlung mit mehreren Gehöften und während der Bauzeit eine Kantine und Baracken für Hunderte von Arbeitern standen; nur die höchste Bergkuppe ragt noch als einsame Insel aus den Fluten empor. Ueber der Stätte der früher dort gelegenen Häuser und Baumwiesen kränzelt sich jetzt die leicht bewegte Wasserfläche, auf der man ganze Flüge Wildenten bemerkt, während die Buchten ein glatter Eispiegel ausfüllt. Weiter wandernd, sehen wir besonders an den einfallenden Schluchten des Hohbadges und des

Haftenbachs bedeutende Seesflächen und gelangen endlich an den Schluß- und Krümmungspunkt des Ganzen, an die Sperrmauer, die trotz ihrer riesenhafte Dimensionen mit einer lähnen Anmut aus den Wassermassen emporsteigt. —

de. Toast. — Es ist schon so oft und zwar nicht nur von einfachen Arbeitern, sondern auch von Leuten, die es eigentlich besser wissen sollten, ein Toast ausgebracht worden, daß es an der Zeit sein dürfte, dieser barbarischen Aussprache durch eine richtige Erklärung des Wortes entgegenzutreten.

Zunächst sei hervorgehoben, daß es wohl keine Sprache auf der Welt gibt, wo Schreibung und Aussprache so weit von einander entfernt sind, als die englische. Wenn irgendwo, so wäre hier eine neue Rechtschreibung dringend notwendig, schon im Interesse der Jugend, der das Lesenlernen infolge einer fast willkürlich zu nennenden Schreibung unendlich erschwert wird. Das oa in dem Worte Toast wird einfach wie das lange o in prost! gesprochen, so als ob nur Tost geschrieben würde.

In Altfranzösischen gibt es ein Wort toste, das im Mittel-lateinischen tosta lautet und eine geröstete Brotsschmitten bedeutet. Dies stammt aus dem lateinischen Tätigkeitswort torrere, hören, von dem das Mittelwort der Vergangenheit in seiner männlichen Form tostus, gebürt heißt. Das altfranzösische toste erscheint in der englischen Sprache in der Form von toast mit derselben Bedeutung wieder.

Wie das Wort zu seiner jetzigen Bedeutung und Anwendung gekommen ist, erfährt man am besten aus der folgenden kleinen Anekdote aus dem Tatler (Schwäzer), den Addison und Steele am Anfang des 18. Jahrhunderts herausgaben. Vorher will ich aber noch darauf hinweisen, daß es zur damaligen Zeit Sitte war, ein Stück gerösteten Brodes (toast) in sein Glas zu tun, es darauf zu stillen und auszutrinken. Jetzt wird man die Anspielung des lustigen Purshen in der folgenden Notiz verstehen. Der „Tatler“ schreibt also:

„Bei Gelegenheit einer festlichen Veranstaltung befand sich eine gefeierte Schönheit jener Tage (zur Zeit Karls II.) in dem Kreuz-Bad zu Bath. Als sie badete, nahm einer aus der Anzahl ihrer Bewunderer ein Glas von dem Wasser, worin die Schöne stand und trank seiner Umgebung gegenüber auf ihre Gesundheit. Als das ein halb angetrunkenen lustiger Purche hörte, erbot er sich, hineinzu-springen und schwur, er werde, obgleich er die Flüssigkeit (nämlich das Wasser) nicht liebe, doch den toast (hier die Schönheit) bekommen. Obgleich sein Entschluß (nämlich das ganze Wasser auszusaugen) Widerspruch fand, gab dieser launige Einfall doch den Grund zu der gegenwärtigen Ehrenbezeugung einer Dame gegenüber, deren wir bei unseren Trinkgelagen Erwähnung tun. Seitdem ist sie immer ein toast genannt worden.“

Hieraus geht hervor, daß ein Toast zunächst die Person war, auf deren Gesundheit getrunken wurde. Allmählich brauchte man es als Aufforderung, um irgend eine Gesundheit auszubringen und dann für das Ausbringen der Gesundheit selbst. —

— Theaterdirektoren im Wettbewerb. Der „Frankfurter Ztg.“ wird aus Mainz geschrieben: Sobald die Leitung des hiesigen Stadttheaters ausgeschrieben wird, was sich alle zwei bis vier Jahre wiederholt, laufen aus allen Gauen Deutschlands Bewerbungen ein, in der Regel 50 bis 70. Da die Hälfte der Respektanten es für unerlässlich hält, ihre Wahl persönlich zu betreiben, so ist der Wlad der Bevölkerung für die Erscheinung der Bühnenleiter geschäft und selbst Mitbürger, die sonst nicht mit Theaterleuten zusammenkommen, finden sie im Straßenverkehr sofort heraus. Theaterdirektoren sind gewöhnlich gewandte Sprecher und diese Gabe benutzen sie bei ihren Vorstellungsbesuchen. Sie loben die Schönheit der Stadt, die Intelligenz der Einwohner:

„Hier fände ich einen Wirkungskreis, wie geschaffen für mich! Ich brächte Ihr Theater auf eine Höhe, daß man nach Mainz wallfahren würde, wie nach Bayreuth!“

Andere, die es verschmähen, sich direkt zu empfehlen, versuchen auf Umwegen Stimmung für sich zu machen. So stellte sich einst, bei einer früheren Bewerbung, ein Direktor vor, der bei einem Gang durch die Stadt seinen Begleiter, einen Mann von Einfluß, bat, ihn in den Dom zu führen. Nach Befestigung einiger Denkmäler fragte der Theatermann:

„Sind Sie katholisch?“

„Nein!“

„Dann können Sie mich auch nicht verstehen. Ich werde nämlich, sobald ich eine katholische Kirche betrete, von einem Gefühl überwältigt, das mich zum Beten zwingt!“

Nach diesen Worten trat er an einen Altar, faltete die Hände und sank inbrünstig betend nieder. Doch die Andacht blieb erfolglos, der Bewerber wurde in Mainz nicht Direktor. Webrigens stellte sich auch heraus, daß der gottgefällige Bühnenleiter selber gar nicht katholisch war. Ein anderer Bewerber, der wußte, daß es um sein Wissen über Dinge, die nichts mit der Bühne zu schaffen hatten, nicht zum Besten bestellt sei, brütete, um diesem Mangel abzuhelfen, einen halben Tag über dem Konversations-Lexikon. Nachdem er sich auf diese Weise über die „soziale Frage“, „Nationalökonomie“, „Jesuitismus“, „Kirchenrecht“ unterrichtet hatte, trat er wohlgenut seine Rundfahrt an. In seiner Unterhaltung mit dem Stadtrat, den er zuerst besuchte, ließ er durch ein kleines Verschen Karl Marx im Duell mit Janulo v. Racowiga fallen. Seelenvergnügt, in der Meinung, seine Sache recht gut gemacht zu haben, zog er dann

in der Droschke die blutrote Krawatte aus, legte eine gelbe Halsbinde um, an die er eine Nadel mit dem Porträt des Papstes steckte. Bald darauf sah er dem zweiten Stadtrat gegenüber, sprach mit betrübter Miene von der „bedrängten Kirche“ und der Notwendigkeit, das „Jesuitengesetz aufzuheben“. Hier unterbrach ihn der Stadtrat, indem er lächelnd bemerkte:

„Mein lieber Herr Direktor, Sie haben sich ein kleines Versehen zuschulden kommen lassen! Was Sie mir da erzählen, ist wohl für die Adresse des schwarzen Herrn X. bestimmt, — ich bin der rote X.“

Erst auf der Straße fand der Direktor Worte und diese waren an den Kutscher gerichtet: „Nach dem Bahnhof!“ rief er, „und zwar so rasch wie möglich!“

### Musik.

Ein „armer Milliardär“ in New York hat eine Tochter, die wegen schlimmer Erfahrungen an ihrem ersten Mann eine Frauenliga mit dem Wahlspruch „Los vom Mann!“ gründet. Dem um sie freudigen Grafen hilft seine Schwester dadurch, daß sie der Sprüden unerkannt weismacht, diese Schwester werde in Männerkleidung an Bruders Stelle um sie. Die Angeführte fällt auch richtig hinein. Als sie den Irrtum erkennt, will sie Scheidung, wird aber schließlich von der Macht der Liebe oder des dritten Operettenalters überwältigt.

Julius Bauer, der aus diesem gut verwertbaren Stoffe den Text zur Operette „Die Jungheirat“ gemacht hat, gilt als der wichtigste Mann von Wien. Das mag er im genauen Sinne des Wortes auch sein; nur folgt daraus noch nicht die Fähigkeit zu einer dramatischen, selbst nur postdramatischen Konstruktion. Für seine Kunst, den Fortgang des Stückes immer wieder durch „Nummern“ zu unterbrechen, zerdrücken wir (um seine eigenen Worte zu gebrauchen) keine anderthalb Tränen.

Franz Lehár, durch die Operette „Der Kaktusbinder“ bekannt, kann sein und wirkungsvoll und besonders mit geschickter Instrumentierung komponieren. Das zeigen seine Gestaltung jener Erkenntniszene und ein oder das andere Terzettchen und dergleichen. Der Rest ist jene Leierweise, bei der man zuerst sich sagt, das sei eben Operettenart, dann sich langweilt und nach einiger Zeit sich schleunigst aus dem Musiksaal zu machen sucht.

Das Zentral-Theater hat vorgestern (Sonntagabend) mit dieser Aufführung einen seiner typischen Effekte erreicht. Der Komponist dirigierte selbst und wurde vielfach gefeiert. Den Mitwirkenden ist der Erfolg ganz besonders zu gönnen; nur das viele Wiederholen könnten sie uns erlassen. Zu den von uns öfter gerühmten älteren Mitspielern traten als beachtenswert hinzu: die Damen Elise Zuchkau (das theaterbittige „Negerlein“ von neulich), Lisa Weisse, Marie Randorj; die Herren Erich Deutsch, s. z.

### Aus dem Tierreiche.

ie. Ein verschwindendes Tier ist wieder entdeckt worden. Es ist ein Nagetier vom Aussehen einer großen Ratte, das 1873 in den Anden von Peru aufgefunden und *Dynomis* genannt wurde. Seitdem blieb es verschollen und die Wissenschaft kannte es nur in einem einzigen Exemplar, das sich im Berliner Museum für Naturkunde befindet. Im vorigen Jahre hat Dr. Göldi, der Leiter des Museums von Para, jenen Rager, der für ein rattenähnliches Tier so auffallend selten zu sein scheint, in den Niederungen von Brasilien wiedergefunden. Er glaubt, daß in diesen Gebieten sogar der eigentliche Wohnsitz des Tieres zu suchen ist, was auch seine späte Entdeckung erklären würde, da die betreffenden Teile von Brasilien und die Gebänge von Bolivia und Peru an der Grenze Brasiliens sehr wenig erforscht sind. Die Beobachtungen von Dr. Göldi geben auch einen Aufschluß über die Ursachen der Seltenheit des Tieres. Dieser Rager besitzt nämlich nur schwache Verteidigungsmittel, die für ihn um so notwendiger wären, als er etwas zur Korpuslenz neigt und daher für seine Feinde einen ziemlich fetten Vorrat abgibt. Eine besondere Merkwürdigkeit des *Dynomis* ist sein Gang, der an den eines Wären erinnert, weil dabei die ganze Sohle der Füße benutzt wird. Das Tier muß dabei einen wunderlichen Anblick gewahren, zumal es außerdem die Gewohnheit hat, mit seinen Gliedmaßen hin und her zu schlenkern, was für ein Wesen, das im Aussehen einer riesigen Ratte gleicht, sich sehr sonderbar ausnehmen muß. Daraus ergibt sich schon, daß die Bewegungen des Tieres überhaupt auffallend langsam sind, was wiederum zu einer Ratte gar nicht stimmen würde. Während des Tages schläft es gewöhnlich in einem Winkel, wobei sich die Mutter häufig über ihre Jungen herüberlegt oder sich doch dicht an sie schmiegt, um sie zu schützen und warm zu halten. Wenn sie die Schritte eines Menschen hört, so öffnet sie die Augen kaum zur Hälfte. Wirft man einem gefangenen *Dynomis* Futter vor, so entschließt es sich erst nach längerer Zeit dazu, sich zu erheben und in langsamem Schritt darauf hinzusteuern, wobei es sich mehr durch das Gehör und den Geruch, als durch das Auge auf seinem Wege leiten läßt. Das Tier ist übrigens ein Muster von Geduld, was den Nagetieren sonst auch nicht eigen zu sein pflegt. Man kann es herumdehnen, am Kopf fassen und diesen hin und her wenden, ohne seinen Zorn zu erregen. Höchstens äußert es zuweilen ein gewisses Mißfallen durch ein gutturales Dröhnen, niemals aber wird es Anstalten machen, seinen Quälgeist

zu beißen. Läßt man es aus seinem Käfig heraus, so wird es gar nicht versuchen fortzulaufen, seine Exkursionen beschränken sich auf wenige Schritte in die allernächste Umgebung. Die lebhafteste Bewegung, die man überhaupt an ihm sehen kann, ist, wenn es sich mit seinen langen Krallen trakt. Ob diese Krallen ihm dazu dienen, sich in den Erdboden einzugraben, weiß man nicht, jedoch könnte man nach ihrer Größe darauf schließen. —

### Aus dem Pflanzenleben.

— Die Bedeutung der Blumenkrone als Lockmittel für die bestäubenden Insekten. Von jeher haben die Blütenbiologen der Ansicht gehuldigt, daß die schöne und auffällige Färbung vieler Blüten im wesentlichen zur Anlockung der bestäubenden Insekten diene. Plateau hat diesen Satz durch zahllose Experimente zu erschüttern versucht, doch haben sich seine Behauptungen, daß die Blütenfarbe höchstens einen nebensächlichen Lockapparat repräsentiere, keineswegs bestätigt. So gelang es Forel, die Wahrheit des obigen Satzes von neuem zu erhärten. Und zu dem gleichen Ergebnisse führten auch Untersuchungen, die E. Giltay angestellt hat, und von denen wir einige wichtige Punkte nach den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Botanik“ hier berichten. Unser Gewährsmann benutzte als Versuchspflanze fast ausschließlich den Klatschmohn (*Papaver Rhoeas*), ein sehr geeignetes Objekt insofern, als seine Blüten mit dem eigenen Pollen völlig steril sind, und als sie sich ihrer Krone sehr bequem berauben lassen. Es wurden zwei Hauptgruppen von Mohnpflanzen kultiviert: in der einen davon wurden die Blüten ihrer Krone beraubt, während sie in der zweiten intakt gelassen wurden. Es zeigte sich nun, daß bezüglich des Samenanlasses bei entkronten und intakten Blüten sehr erhebliche Unterschiede zutage traten. Bei 215 Blüten der ersteren Art betrug das Gewicht der gewonnenen Samenmenge 10 770 Gramm, d. h. für die einzelne Frucht 0,05 Gramm. Bei einer gleichen Anzahl normaler Blüten hingegen lauten die entsprechenden Zahlen 25 230 Gramm und 0,117 Gramm. Dazu kommt, daß an den normalen Blüten stets bedeutend mehr Insekten beobachtet wurden. Nach diesen Versuchen, die von Giltay noch weiter ausgebaut und durch mancherlei Vorsichtsmaßregeln noch beweiskräftiger ausgestaltet worden sind, wird man an der Bedeutung der Blumenkrone für den Insektenbesuch nicht mehr zweifeln können. — (Prometheus.)

### Humoristisches.

— Kinder mund. Papa soll morgens früh aus den Federn. so schwer es ihm fällt. Er nimmt einen Anlauf und zählt: „Eins . . . zwei . . . drei“, da ertönt aus dem Bett seines vierjährigen Söhnchens, das sich im gleichen Zimmer befindet, die Stimme des hoffnungsvollen Sproßlings: „Guffa!“ —

— Im Kochunterricht. Lehrerin: „Das Fleisch welcher Gammel ist am besten?“

Die höhere Tochter: „Der Einjährigen.“ —

(„Jugend.“)

### Notizen.

— Im letzten Vierteljahre 1904 sind von deutschen Gerichten siebzig verschiedene Druckschriften, in der Hauptsache „wegen unzüchtigen Inhalts“, konfisziert resp. verurteilt worden. —

— Eine „Richard Wagner-Gesellschaft für germanische Kunst und Kultur“ ist in Berlin gegründet worden. Sie will der Kunstanschauung Richard Wagners besonders auf dramatischem Gebiete im Kampfe gegen unkünstlerische Bestrebungen, in weiteren Kreisen des Volkes zum Siege verhelfen. Dies soll erreicht werden: durch Veranstaltung von Bühnenspielen, Vorführung von Werken der bildenden Kunst, Musikaufführungen, durch Vorträge lyrischer, epischer, dramatischer Dichtungen. Vorsitzender der Gesellschaft ist Professor Josef Kohler, Dramaturg Erich Schmidt. —

— Wolzogens „Lumpengesindel“ kommt am 5. Februar neu einstudiert im Lustspielhaus zur ersten Aufführung. — Das Deutsche Theater bringt am 7. Februar „Die Brüder von St. Bernhard“, fünfaktiges Schauspiel von Anton Dorn, heraus. — Hauptmanns Drama „Eiga“ wird Anfang März im Lessing-Theater in Szene gehen. —

— Erworben wurden: „Ein letzter Wille“, Schauspiel von Siegfried Trebitsch vom Leipziger Stadttheater; Wilhelm Wolters vieraktiges Schauspiel „Sieben Schön“ vom Deutschen Volkstheater in Wien. —

— Der „Danke Doodle“ soll, nach Johann Dewalter, dem Herausgeber der Schwämer Tänze, ein Schwämer Tanz sein. Hessische Truppen hätten ihn während des amerikanischen Freiheitskrieges als Militärmarisch gespielt, er hätte sich in Amerika eingebürgert und zu einem Nationaltanz entwickelt. —

— Adalbert Stifter soll auch in Wien ein Denkmal erhalten. —